

Liebe Mit-Absolventinnen und Mit-Absolventen,
sehr geehrte Damen und Herren

als ich die Einladung für diese Absolventenfeier erhielt, habe ich mich sehr gefreut. Als ich an der FU- Berlin angefangen habe zu studieren, gab es hier eine solche Feier noch nicht. Ich sehe eine Absolventenfeier als einen würdigen Abschluss eines Lebensabschnitts an, als Abschluss der universitären Ausbildung, bei der man sich zu Recht über das freuen darf, was man erreicht hat. Für mich war es daher keine Frage aus Düsseldorf anzureisen, wo ich inzwischen seit 1,5 Jahren im Bereich des Umweltrechts als Rechtsanwalt in einer mittelständischen Kanzlei arbeite.

Ich darf mich zunächst kurz vorstellen, denn die meisten der Absolventen und anderen Anwesenden werden mit meiner Person nicht sonderlich viel anzufangen wissen. Mein Name ist Jens Nusser, ich bin gebürtiger Berliner, habe mein Jura-Studium an der FU-Berlin begonnen und habe nach dem 2. Staatsexamen meine von Herrn Prof. Kunig betreute Dissertation geschrieben und daneben am Lehrstuhl von Prof. Kunig für ein gutes Jahr im Rahmen eines Drittmittelprojekts gearbeitet.

Ich möchte den Umstand, dass ich hier als frisch gebackener Dr. jur. stehe, zum Anlass nehmen, in meiner Rede das Promovieren Revue passieren zu lassen. Und obwohl ich über das Promovieren reden werde, werde ich versuchen, mich kurz zu fassen.

Vor einer Promotion stellt man sich in aller Regel die Frage - warum möchte ich eigentlich promovieren?

Man kann eine Dissertation schlicht und ergreifend deswegen schreiben, weil einem sonst nichts Besseres einfällt, wie man nach dem 1. Staatsexamen die 1-2 Jahre Wartezeit überbrücken kann, bis Vater Staat einem die Fortsetzung der juristischen Ausbildung ermöglicht. Man kann auch allein der beiden Buchstaben wegen promovieren, also aus Eitelkeit. Falls einer der beiden Gründen zutreffen sollte, sollte man dies aber zumindest seinem Doktorvater in spe nicht gleich beim ersten Gespräch auf die Nase binden.

Tatsächlich wird wohl von nicht wenigen Doktoranden im juristischen Bereich die Promotion als eine Abrundung der juristischen Ausbildung angesehen, insbesondere dann, wenn man eine Karriere als Rechtsanwalt anstrebt. Nicht selten wird vom Dr.-Titel in diesem Zusammenhang als Kriegsbemalung gesprochen. Kommt der LL.M. noch dazu, heißt es dann volle Kriegsbemalung. Auch Mandanten gegenüber macht es einen nicht unerheblichen Unterschied, ob man promoviert ist oder nicht. Nachdem ich vor gut zwei Monaten meine vorläufige Titelführungsbefugnis erhalten hatte und meine Email-Signatur von meiner Kanzlei entsprechend umgestellt worden war, gratulierten mir mehrere Mandanten zum neuen Titel, obwohl ich ihnen gegenüber nie etwas von meiner Promotion erzählt hatte. Nicht zuletzt steigt zumindest in Großkanzleien das Gehalt mit der Anzahl der Titel.

Der eigentliche Grund eine Dissertation, also eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben, sollte aber das Interesse an der Materie, an dem eigenen Thema sein. Grundvoraussetzung ist dafür jedoch erst einmal zu wissen, für welche Rechtsgebiete man sich denn überhaupt interessiert, ein Selbstfindungsprozess, der in einem Studium, in dem man zum Generalisten ausgebildet wird, nicht gerade gefördert wird, und selbst wenn man sich für eine Rechtsgebiet besonders interessiert, raubt einem das Diktat des Prädikatsexamens zielsicher alle Nerven, sich mit Nicht-Examensrelevantem zu beschäftigen.

Ich hatte großes Glück im Studium, nicht was das Prädikatsexamen angeht, das habe ich glatt verfehlt. Ich hatte großes Glück, weil ich früh für mich herausgefunden habe, was

mich interessiert, das öffentliche Recht und innerhalb des öffentlichen Rechts das Umweltrecht. Und daher war für mich schon vor dem 1. Staatsexamen klar, dass ich im Bereich des Umweltrechts promovieren möchte.

Wie stellt man es jetzt aber an, die Suche nach einem Thema und einem Doktorvater? Die Suche nach einem Thema wird ganz eindeutig durch ein verstärktes Interesse an einem bestimmten Rechtsbereich erleichtert; bei der Suche nach einem Doktorvater hingegen muss man auch schon einmal ein bisschen einstecken können. Nach meinem 1. Staatsexamen, das ich in Freiburg absolvierte, hatte ich ein Thema recht schnell gefunden und so wurde ich bei einem Professor vorstellig, von dem ich annahm, dass auch ihn dieses Thema interessieren müsste. Er hörte sich meine Ausführungen an, schwieg 10 Sekunden, wiegte und wog den Kopf hin und her und sagte: „Nur ein befriedigend im Examen und so ein schwieriges Thema.... das können sie nicht.“ Punkt und Auf Wiedersehen. Beim zweiten Professor - ebenfalls noch in Freiburg - kam die Antwort schneller: „Ja ja, Umweltrecht mache ich zwar auch, aber ich habe da dieses schnuckelige, kleine rechtsgeschichtliche Thema für Sie, das mich überings auch selbst ziemlich interessiert... wie? was? das wollen sie gar nicht!, ach so..., ja..., nun gut., dann weiß ich auch nicht.“

Ich verschob dann die Promotion auf die Zeit nach dem Referendariat, was sich im Nachhinein für mich auch als die richtige Entscheidung herausgestellt hat. Denn bei aller berechtigten Kritik, die man am Referendariat üben kann, bietet es die Chance, die meisten Stationen den eigenen Interessen entsprechend zu gestalten und sich zu einem gewissen Grad zu spezialisieren. Man muss sich nur rechtzeitig Gedanken machen, was man denn eigentlich will und sich auch darum bemühen.

Nach dem 2. Staatsexamen klappte es dann mit der Suche nach dem Doktorvater. Ich ging mit zwei ausformulierten Themenvorschlägen im Gepäck zu Prof. Kunig in die Sprechstunde. Wir führten ein sehr angenehmes, fast einstündiges Gespräch, in dem er u. a. - sinngemäß - folgenden Satz sagte: Herr Nusser, wenn Sie eine Dissertation schreiben, müssen Sie mit ihrer Arbeit morgens aufstehen und abends ins Bett gehen, sonst wird das nichts. Und in diesem Satz steckt viel Wahrheit, ich komme noch darauf zurück.

Hat man also die Hürde von Thema und Doktorvater genommen, beginnt es: Freud und Leid des Promovierens.

Ich habe zur Vorbereitung dieser Rede mit einigen Freunden gesprochen, die ebenfalls eine rechtswissenschaftliche Dissertation geschrieben haben und es gab erstaunliche Übereinstimmungen. Der allgemeine Tenor war: Eine erfolgreich abgeschlossene Dissertation lässt sich in 5 Phasen unterteilen: Enthusiasmus, Ernüchterung, einsetzende Depression, harte Arbeit und schließlich tiefe Befriedigung. Die beiden großen Vorteile zu den beiden Staatsexamen bestehen dabei darin, dass es erstens eine Phase tiefer Befriedigung gibt und das zweitens die Phase grenzenloser Panik ausbleibt. Natürlich es gibt Ausnahmen, Leute die Ihre Arbeit in 6 Monaten schreiben und dabei noch halbtags arbeiten, geschenkt: in aller Regel bleibt es bei den 5 Phasen Eine Nettozeit von 1,5 Jahren sollte man für das Verfassen der Arbeit zudem auch besser einplanen.

Nach dem man sich - nicht ganz ohne Stolz - einen Doktorrandenplatz bei der Bibliotheksverwaltung ausgesucht hat und seinen weißen DIN-A 5- Namenszettel auf den Tisch geklebt hat, ist man erstmal ein paar Tage fasziniert, dass man abends vor Verlassen der Bibliothek seine Bücher auf dem Tisch stehen lassen darf. Dann beginnt die erste Phase, Enthusiasmus: Endlich ist das nervige Karteikartenfressen der Examensvorbereitungen vorbei und man

kann sich mit einem Thema beschäftigen, das man sich selbst ausgesucht hat. Was für ein Luxus!

Ich habe meine Dissertation mit dem Kapitel begonnen, das ich am spannendsten fand, denn natürlich schreibt man die Einleitung einer Dissertation nicht am Anfang, sondern am Ende der Arbeit. Man hat also nur so einen vagen, einen halben Plan, etwa eine vorläufige Gliederung und legt erst einmal richtig los... und verrennt sich in aller Regel. Entweder rennt man in die falsche Richtung oder zu weit, schießt also über das Ziel hinaus, oder rennt im Kreis. Nach 6 Monaten war ich dann immer noch nicht mit dem Kapitel fertig, das heute nicht einmal ein Zehntel meiner Arbeit ausmacht. Mehr und mehr stellte ich – ernüchtert - fest: Wenn ich so weiter mache, dann wird das nie was.

Dies führte bei mir nun dazu, dass ich möglichst zügig, möglichst viele Punkte meiner vorläufigen Gliederung abarbeiten wollte. Das wiederum hatte zur Folge, dass manche Probleme nicht mit der nötigen Tiefe durchdacht wurden und immer mehr Baustellen offen blieben. Die Seitenzahl stieg in dieser Phase zwar sprunghaft an, aber was nützt das am Ende schon; man lügt sich mehr oder weniger in die eigene Tasche. Und so gleitet man dann langsam aber sicher seiner depressiven Phase entgegen, die man nur mit einer gehörigen Portion Sarkasmus überstehen kann. Man liest verschiedene Passagen seines Manuskripts wieder und wieder und wieder und irgendwann ist man sich ganz sicher: Die eigene Arbeit besteht ausschließlich aus Füllwörtern und wiedergekäuten, längst entschiedenen Streitständen, der Doktorvater wird sie einem um die Ohren hauen, nichts weiter als ein untauglicher Versuch und nicht einmal das.

Sicher der Grad der Depression bedarf der Abwägung im konkreten Einzelfall und ich übertreibe hier auch ein bisschen. Aber es ist doch erstaunlich wie viel Zeit – und das meint im Übrigen Lebenszeit! - man in dieser Phase vergeuden kann. Manche lernen die Tageszeitung auswendig, andere surfen stundenlang im Internet, wieder andere verlegen den Arbeitsplatz – insbesondere im Sommer – gleich ganz nach draußen auf den Vorplatz und beobachten, wer denn da so kommt und wer denn da so geht.

Irgendetwas muss einen aber dann aus dieser Phase herausreißen, man muss die Kurve kriegen. Bei mir war es der LL.M. Eigentlich wollte ich vor meinem LL.M.- Jahr mit der Dissertation fertig sein, ich habe es aber einfach nicht hinbekommen, nicht einmal annähernd; 1,5 Jahre hatte ich vor dem LL.M. daran gesessen. Nachdem ich wieder in Deutschland war, war ich 31, die englischen Masterstudenten, mit denen ich zusammen in der Uni-Mannschaft Fußball gespielt hatte, 21. Mich beschlich das Gefühl, jetzt endlich ins Berufsleben einsteigen zu müssen, aber vorher musste ich auch noch unbedingt diese Arbeit fertig schreiben.

Und so begann die Phase harter Arbeit, in der ich in einem halben Jahr als Einzelkämpfer im Bücherturm der Hamburger Universität mindestens so viel geschafft habe wie in den 1,5 Jahren zuvor. In dieser Zeit war ich 7 Tage die Woche von morgens oft bis abends 24 Uhr (so lange hat die Bibliothek dort tatsächlich geöffnet) nicht nur physisch, sondern auch geistig in der Bibliothek anwesend; tatsächlich bin ich dann mit meiner Diss. morgens aufgestanden und abends schlafen gegangen. Der Übergang zur Phase tiefer Befriedigung kommt mit dieser harten Arbeit wie von alleine. Plötzlich merkte ich, das ich tatsächlich eine wissenschaftliche Arbeit schrieb, die Baustellen wurden kontinuierlich weniger, die Arbeit in sich immer stimmiger. Ich hatte das teilweise wirklich gute Gefühl mich mit einem juristischen Thema – und wenn es auch ein noch so kleiner Ausschnitt war - intensiver auseinander zu setzen, als das irgendjemand vor mir gemacht hat. Natürlich sollte man darüber nicht abheben und auch nicht vergessen, dass Dissertationen in aller Regel nicht in 2. Auflage gedruckt werden...., aber einen gewissen Stolz, so meine ich, darf man schon empfinden.

Also liebe Promotions-Mitabsolventinnen und Mitabsolventen: ein bisschen stolz dürfen wir schon sein, dass wir es geschafft haben und heute hier sitzen und vielleicht.... vielleicht ist ja auch der Fachbereich ein wenig stolz auf uns.

Vielen Dank.